

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: I

DICHTUNG und WELT

Nr. 23

BEILAGE ZUR „PRAGER PRESSE“

1928

Ihr Sturzgewässer ...

Von Vladimir Nazor.

Ihr Sturzgewässer meiner ersten Frühjahrszeit: Bergab seid ihr und noch trüb hinabgejagt, Gefährlich und Rot habt ihr in eurem Lauf beschlungen, Den Rang von fremden Quellen unbewußt gejun-gen, — Nur eurer Quelle Wort habt ihr nie recht gesagt.

Und dennoch lieb' ich euch in meines Herbstes Leid: Es war von euren Quellen eine immer klar, — Die war irrezien mein und rauschte durch mein Leben, Und heulte bald vor Kraft und weinte bald voll Wehen, Und wuchs und wuchs — und blieb doch, die sie war.

Jetzt, da am Meer mein Strom beendet seinen Zug, War doch ein Tropfen nur im trägen Fluß der Welle Von jener trübren Kraft, die mich zur Höhe trug! Galt' ich noch e in n Wirtel eurer Walfälle, Ihr Sturzgewässer meiner frühen Jugendzeit!

Aus dem Serbokroatischen von Nikola Mirković.

Der Küche dunkelnder Winkel.

Von Jan Carel.

Düfte Dämmerung füllte die Küchen, Dunkel die Winkel, Nacht schlich hinein in die Stille zu schauendem Mund und schlafenden Werten — Schwarzer wurde das Brot auf dem Tisch und jeman-des Hand, hier wie Knochen, schürte das Feuer — und lot sprühte ein Leuchten weit über alle die Dinge Schiere Ellenbogen auf eigenem Tisch, so saum der Landmann.

Ebenso sah vor fünfshundert Jahren gegen Abend nachsin-nend tief seinem Gott, seiner Wahrheit, stamm in der flackernden Flamme schüme Vor-ahnung ritend — Ebenso sah vor fünfshundert Jahren gen Abend der Edelmann-Wäher, während am Teichdamm draußen die alten Eichen rauschten, ballte die Faust und blähte hinaus, Nachschmerz weit, mit dem einen hypochondrischen Auge, Ebenso, ebenso schlich einstmals, unlängst, unter in stillstem Winkel Ghelrichs Betr, der finstere, wohl auf den Armen, gen Abend in dunkelstem Winkel der Küche die strengen Trats.

Aus dem Tschechischen übersetzt von G. Storch.

Der Namenlose.

Von Siegfried von Begefn.

Wir nennen ihn bei vielen Namen Den Namenlosen, der tief in uns waltet, Er rief uns, und wir Wesenlos kamen: In uns hat sich Sein Wesen erst entfaltet, Er ist der Baum, wir sind der Samen: Wir haben ihn, und Er hat uns gestaltet.

Er lebt in uns, Er kreist in unserem Blute, Er stirbt mit uns und wird mit uns geboren, Er ist das Kind, das uns im Leibe ruht, Wir sind der Schoß, den Er sich anerkoren, Er ist der Hengst, Wir sind die Stute, Wir sind in ihm, Er ist in uns verloren.

Adulteri.

Von Kyril Kristov.

In euren Seelen Träume, unerfüllt, Im milden Widerschein eurer Seer Von Mienen, — O, aemlich, heu Mundzeitige Lippen willig nie genossen!

Ihr seid uns von den Mienen abzuschlossen Zu fremdtaufend-ärrlichem Begeh, Nicht lang ist euer Weg, doch oftmals flossen Quer ineinander unter Was und er.

Die Malerei war euer Los vorzeiten Bei meinem Volk, — Ihr mit den großen, weiten Und blühen Augen, blind im hellsten Licht.

Ist Schauer, wenn ihr vorüberschreitet: Als barge, durch Zahraufende geleitet, Die Seele das erinnernde Gesicht.

Aus dem Bulgarischen von Nikola Mirković.

Eine einfache Geschichte.

Von Octavius Roy Cohen.

Es waren einmal zwei junge Männer, die Freunde waren. Und es war ein großer Passagierdampfer, der sich stumpe Tage lang durch die Südee fuhrte und schließlich in Neapel landete. Die beiden jungen Männer waren körperlich ungeheuer stark, aber ihre Gemüter war zart und romantisch, wie das einer Frau. Sie fuhren auf demselben Schiff, denn sie waren immer Freunde gewesen und wollten, daß ihnen Italien, Schulter an Schulter gesehen, größer, schöner und bewunderungswürdiger erscheinen würde, als hätte es jeder nur durch seine eigenen Augen gesehen.

Und auf dem Schiff war auch ein Mädchen; ein langes, lebhaftes kleines Ding mit weichen, graziösen Bewegungen, bezaubernden Grinsen und gewählten Augenbrauen und widerpenflich gelocktem Haar. Dieses Mädchen hatte kein Herz und sehr wenig Geist. Vielleicht hätten sich die beiden Männer unter gewöhnlichen Umständen nicht um sie gekümmert. Sie waren empfindsame Menschen, aber auch empfindlich für Romantik, Poetik und Schönheit. Marwin, der größere mit dem blonden Haar, war der erste, der beim Anblick der vom Mondlicht verfluchten Bogen dem Schiffs ins Meer, das standhaft auf dem endlosen Meere schaukelte. Und die Niederlage des dunkelblauen Jahn, der, obwohl stärker, nachgiebiger war, war ebensovollständig.

Das schwebende, gewissenlose, oberflächliche Mädchen war entzückend. Für sie waren es zwei weite Wünsche, die ihr eine gewisse Vorliebe geschickt hatte, um die Langweile ihrer Reise abzufügen. Und weil sie unbestimmt und gleichgültig war, tat sie das, was sie selbst, einen gegen den anderen auszuwählen, nannte. Lieberer, fallbüßig und nach allen Regeln der Kunst eine Hofeite, wachte sie ihre Eifersucht, nähte sie und verbandete sie in weiche, verzehrende Flammen. Und bevor die zarten grauen Umrisse der Ähren in Sicht kamen, dachten die beiden Männer — der starke blonde und der schwache und dunkle — in der Intimität ihrer fremden Leidenschaft für dieses Mädchen, daß sie einander habsen.

Und später haßten sie einander wieviel. Sie hatten eine gemeinsame Lenzfabrik, aber ihr Zusammenleben war eine Qual. Sie waren jung und glauben beide, daß es sich um die einzige und wahrere Liebe ihres Lebens handle.

Und das Mädchen beobachtete sie und freute sich an ihrem Haß; und weil die Südee einen günstigen Hintergrund abgab, sahen die beiden jungen Männer in ihr ihr Ideal und das bewunderungswürdige Gesicht, das Gott jemals geschaffen hatte.

In Neapel stiegen die beiden jungen Männer im gleichen Hotel ab, denn die Zimmer waren bereits bestellt. Aber sie mieden und fürchteten einander. Ihre vomnehmen und postischen Bergen waren durch diese erste Liebe bewandert worden und das Gift aus der Zunge des Mädchens brannte tief in ihren Herzen.

Sie reisten mit ihr nach Rom und sahen mit ihr und ihrer Mutter in einem Atelier. In ihrer Feindschaft herrschte ein gewisses Einverständnis. Sie trafen alle in demselben Hotel ab und weilten am Abend zusammen, ohne zu wissen, daß sie es so eingerichtet hatte, um mit keinem allein zu sein.

Nach dem Essen schlenderten sie durch die Straßen des modernen Roms und plauderten. Die Stunden verstrichen, Mitternacht rückte heran, der Vollmond

überströmte die Erde mit seinem milden Schein und Marwin, der große blonde, schlug vor, das Kolosseum zu besuchen. Unter den graufamen Strahlen der Sonne ist das Kolosseum nichts als eine majestätische Ruine. Aber im sanften, faßlen Glanz einer Mondnacht ist der Eindruck, den man davon empfängt, geradezu überwältigend. Als die beiden jungen Menschen durch die ungeheuren Logengänge schritten und zu den großen Steingalerien emporstiegen, waren sie geradezu bezaubert. So kam es, daß sie das unersättliche Geschwätz des Mädchens nicht hörten, denn ihre Seelen ergingen sich in den ruhmreichen Zeiten der glorieichen Vergangenheit. Sie sahen den Kampf der Menschengehächter, das Lächeln der Mächter, die den Angriff der hungrigen Bestien erwarren.

Sie sprachen leise, halb für sich selbst, halb zu dem Mädchen. Sie führten sie hinanz zu der Stelle, an der verweichte Kauer in grauamer Würde gewellt hatten und verkommen dann, denn Worte langten nicht hin, den Eindruck dieses Anblicks zu schildern. Sie dachten an die Gladiatoren, die in diesem Amphitheater ihr Blut vergossen hatten. Und der Geist dieser Männer erging ihre Herzen. Das Mädchen redete auf sie ein, ohne sie zu verstehen. Aber trotz aller Überflächlichkeit fühlte sie dennoch einen Hauch der Vergangenheit. Das kalte, rauhe Herz und die uralten Kauer jenes verfallenen Zeitalters erwachten in ihr zu neuem Leben. Sie war es, die scherzend die beiden jungen Männer, die sie liebten, zu einem Kampf herausforderte. So wie Titus und Alexander Cereus den Gladiatorenkämpfern zuzusehen pflegte, wollte auch sie Zeugin ihres Kampfes sein.

Dieser Vorstoß ließ die beiden erschauern, aber einen Augenblick später erklärten sie sich einverstanden. Sie waren nicht mehr zwei junge Männer im Rom des zwanzierten Jahrhunderts. Sie waren Männer, zum Kampfe erhaben, gleichgültig gegen Mut und Schmerz. Die Größe des Ortes, das Mondlicht und die Liebe hatten das ihrige getan.

Sie stiegen hinanz zu der verlassenen Arena und ließen sich, um ihre Mäntel auf den Boden zu legen. Sie war eine Kauerin — nicht eine schmerzende Gans. Ihre blauen Augen schienen die Mysterien aller Zeitalter zu umfassen. Dann schritten die beiden Gladiatoren aufeinander zu und begannen ihren Kampf. Sie kämpften schwiegend mit tödlichem Zueinander. Und das Feuer des Kampfes strahlte in ihren Augen, der physische Ausdruck einer uralten Poetik.

Schmerz und Blut und Leid war das Ergebnis dieses jungen Kampfes. Und dann brach John, der schlächtere, plötzlich unter der Wucht von Marwins Hieben zusammen. Er fiel leblos zu Boden und lag hilflos da. Marwin hielt inne. Nichts beirührte auf die reglose Gestalt und dann empor zum Wack der Kauer, wo er die flammenden Augen des Mädchens gewahrte. Sie lehnte sich über die Brüstung, ihr junger Körper war stark vor Erregung. Die Hände hielt sie in einer hysterischen Geste vor sich gestreckt.

Dann stieg sie hinanz in die Arena. Aber der fege-reiche Gladiator hatte den Fuß nicht auf den kraftlosen Leib seines Gegners gestellt.

Marwin stürzte auf dem Boden und ließ sich mit seinen starken Händen Johns Gesicht. Sie beherrschte die Spur des Siegers. Er blühte zu ihr empor mit Augen, in denen eine neue Selbsterkenntnis loderte. „Am

Simmels willen,“ stieß er hervor, „gehen Sie!“ Er wandte sich von ihr ab und hob den Körper seines Freundes mit kräftigen Armen vom Boden auf.

Keiner von beiden bedauerte jemals, diesen Namen beendet zu haben. Sie waren beglückt, daß sie sich wiederum in Freundschaft gefunden hatten.

Aus dem Englischen von Grete Keiner.

Das Lob des Herrn Rats.

Von Josef Alexander Galszka.

Es geschah ganz plötzlich. Nicht einmal fünf Minuten dauerte es. Ich ging abends nach Hause. Aus meiner Fernrufzeit rief mich ein Anruf an der Straße neben dem Grand-Hotel. An der Quergasse ein Menschenauflauf. Aus der Menge stante von Krattort her ein leiser, flackernder Schrei: ein langgedehntes A-a-a-a! A-a-a-a! Ich hatte kaum mit den Wänden die Menge überflogen, als ich schon das Signal des Rettungsgesellschafts hörte, das so oft gehörte Tra-a-a! Es kam aus dem trocknen Pfiff durch die Hausfronte angefahren — seine Pneumatik rauschte selbst.

Sehen Sie, schon sind sie da! — sprach laut ein Laß.

Ich wart einen Blick zur Seite: der Herr Stadtrat. Das breite Gesicht zerfiel in Aufriedenheit.

Ich habe Ihnen gleich gesagt! Gesichtsfähigkeit, vor allem Gesichtsfähigkeit, Ordnung!

Der rote Pfeil des Fahrleiters sprang nach links. Der herrliche Wagen mit dem blauen Streifen und dem Kreuz bog in die Seitengasse und hob sich weich in die Menge.

Das schmerzliche A-a-a-a klagte noch immer. Der Herr Rat und sein Begleiter konnten sich von der Gesichtsfähigkeit der Rettungsgesellschaft mit eigenen Augen überzeugen.

Sofort sprang die Tür an der rückwärtigen Autowand auseinander. Aus dem schneidenden Innern sprang ein junger, hübscher Arzt mit blauer Kappe. Von der Mauer des Grand-Hotels führte man schon das Opfer. Der Chauffeur und ein Polizist führten, vielmehr trugen, ein junges Mädchen in einer an der Brust aufgetriebenen, armenigen Bluse. Im Akt der hellen Fensterhelligkeit des Cafés flimmerte auf einem Moment in der Menge ihr Kopf, schmerzhaft zurück-fallend, die Haare in Unordnung. Die Augen mit dem kraftlos geöffneten Mund atmete ununterbrochen diese stille: A-a-a-a-a! Wie die Klage eines kranken, hilflosen Kindes. — Vom Mundwinkel hinunter dunkelte ein schwarzer Strich.

Sie hat Tod genommen, behetzte der Herr Rat seinen Begleiter.

Man führte das Mädchen in das Auto. Auf das Trittbrett trat nach ihr ein Junge in ärmlichem Anzug mit einer Spornhülle. Unten Arm hielt er einen kleinen Leib Brot. Das Gesicht verrieterte sich im harten Rost, mit dem Mädchen zu fahren.

Wagt? — wart der Arzt hart ein.

Der Junge sprach etwas, erklärte. Man hob ihn auf. Die Tür der Limousine tat sich leicht, mit dem charakteristischen Knax. Der Motor rauschte laut.

Der Herr Rat zog im Kaffeehausgang die goldene Uhr und konstatierte zumhören: Sehen Sie, ich habe Ihnen gleich gesagt, daß das alles nicht einmal fünf Minuten dauerte! Denn bei uns, willens Sie, herrscht größte Ordnung!

Der tschechoslowakische Landwirt.

Ein soziologisches Profil.

Von E. Chalupný.

Es ist eine längst feststehende Anschauung, daß die Entwicklung der technischen Beschäftigungen des Menschen von dem primitiven Einmengen von Nahrungsmittein zu Beschäftigungen fortgeschritt, die eine größere Gewandtheit und eine längere und tieferer Umformung der Naturprodukte erfordern. Das Einmengen von Früchten der Dattelpalme; Fischfang und Jagd; Viehzucht und Ackerbau; Erzeuungsmisn, Stutenweiden und Industrie sind die einzelnen, allgemein bekannten Etappen dieser Entwicklung.

In anderer Weise kann diese Entwicklung charakterisiert werden als Erweiterung der menschlichen Einwirkung auf immer niedrigere Naturkräfte oder als fortgeschreitendes Eingreifen weiterer und weiterer Naturkräfte in den Bereich der Zivilisation. Die einfachste Art und Weise, wie der Mensch sich den Arbeitsertrag anderer Wesen zu eigen macht, ist die Sklaverei. Der Sklave ist ein Mensch, der zur Arbeit für einen anderen Menschen gezwungen wird; als Mensch ist er den Bestimmungen seines Herrn viel Leichter zugänglich und viel besser zu nützlichem Arbeitsergebnis befähigt als andere Lebewesen. Die wirtschaftliche und technische Ausnutzung des Menschen fällt viel leichter als z. B. die des Pferdes oder des Büffels. Die Züchtung und Domestizierung der Tiere ist somit eine schwierigere und spätere Form der Zivilisation als die Sklaverei. Eine noch spätere Form ist die Pflanzenzucht. Die Säugtiere sind für Naturwesen, die der Mensch bereits fertig vorgezogen und bloß zu seinen Mitarbeitern erzogen hat. Die Pflanzenzucht dagegen erfordert ein viel aufwendigeres Eingreifen des Menschen. Das Propfen von Bäumen oder der Ackerbau ist eine kompliziertere unmittelbare Menschentätigkeit, während die Viehzucht sich auf die Verfassung der Herden beschränken kann und bloß in einzelnen Richtungen ein unmittelbares Eingreifen des Menschen notwendig macht.

Wie zu dieser Stufe arbeitet der Mensch im Verein mit der organischen Natur, indem er sich biologische Wesen aneignet, anpaßt und sie anzüchtet. Die weitere Entwicklung greift auch in die anorganische Natur ein. Ihre Produkte sind in natürlichem Zustand zum Gebrauch nicht geeignet. Ein Stein aus dem Berg bringt erst dann Nutzen, wenn er behauen oder zum Bau benutzt wird. Das Erz dient zu nichts, bevor nicht das Metall daraus künstlich gewonnen ist. Die Kraft des Wassers oder des Windes bringt erst dann Nutzen, wenn sie durch eine Mühle oder eine andere künstliche industrielle Vorrichtung aufgefangen wird, um so mehr noch die elektrische Kraft, die Wärme, die magnetische, die Radioenergie usw.

Im weiteren Verlauf der Entwicklung der Zivilisation immer mehr von den ursprünglichen Formen ab und verläßt die späteren, inwieweit auch in unserer fortgeschrittenen Kultur sämtliche angeführten Formen gleichzeitig vorkommen.

Vom ersten Gesichtspunkt bezeugen wir heute dem Einmengen von Fischen, Vögeln, Wildpflanzen, Ameisen und anderen Naturprodukten, aber diese Tätigkeiten haben in unserer Kultur nur geringe Bedeutung. Dafür wachsen ständig dem Umfang und der Tiefe nach die späteren, in der Umgestaltung von Naturprodukten bestehenden Formen. Die Farbstoffe, die der Anzucht von Benzins und elektrischen Motoren sind Beispiele der überraschenden Veränderungen,

gen, die der Mensch mit der Natur vornimmt, indem er sie seinen Zwecken unterwirft.

Vom zweiten Gesichtspunkt finden wir in den meisten Hauptformen der Technik die Beteiligung von menschlicher und tierischer Arbeit, von pflanzlicher und anorganischer Energie. Gegenüber den Urzeiten haben sich die sozialen Verhältnisse durch die Arbeit der Sklaverei veränderte, aber die harte Menschenarbeit ist vielfach geblieben und teilt sich in der Industrie nach wie vor um einen erheblichen Anteil mit der Maschinenarbeit, jenseit der Arbeit anorganischer Kräfte. Einzig der relative Anteil der Menschenarbeit verringert sich immer mehr und es wächst der Anteil der Maschinenarbeit.

Und als Mitte dieser gesamten, von beiden Gesichtspunkten betrachteten Entwicklung und als Mittelpunkt der modernen Zivilisation als des Ergebnisses derselben stellt sich die Landwirtschaft in der Form dar, wie sie den tschechoslowakischen Landwirt charakterisiert. Die relativen Unterschiede innerhalb der Grenzen dieses Staates sind sehr bedeutend. Von den Gärten in der Dobruška und Karpatenland bis zu der mächtigen Landwirtschaft und der landwirtschaftlichen Industrie in den fruchtbarsten Gegenden von Böhmen und Mähren reicht sich eine große Stufenleiter von Entwicklungsformen und -stadien: dort die an das patriarchalische Romantikum von Atrachoms Zeiten erinnernde Form der Viehzucht — hier eine künstliche, hochtechnische Technik, Versuchswesen und die immerige Anwendung der neuesten Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Aber der Landwirtschaft ist und bleibt hier wie dort der soziale Mittelpunkt der Produktion, mit dem engsten Innerlich, das er in fortgeschrittenen Gegenden der Grundbesitz, in primitiver wirtschaftenden dem Gipfel der sozialen Pyramide des betreffenden Staates höhersteht.